

JON ATHAN

Großvaters
HAUS

Aus dem Amerikanischen von Iris Bachmeier

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Grandfather's House*
erschien 2018 im Verlag CreateSpace.
Copyright © 2018 by Jon Athan

1. Auflage Juli 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Adobe Stock – psychoshadow

Alle Rechte vorbehalten

1

GEH MORGEN NICHT ZUR SCHULE

Die SMS lautete: *Geh morgen nicht zur Schule*. Hinter der Nachricht folgten Emojis von einem menschlichen Schädel über einem Paar gekreuzter Knochen und einer Pistole.

Marcus Ruiz, das dritte Jahr an der High School, saß hinten in seinem Klassenzimmer. Sein Handy verbarg er unter dem Tisch, er hoffte, es würde ihm nicht aus den feuchten Fingern gleiten wie ein Stück Seife unter der Dusche. Er starrte auf das Display hinunter und las die SMS, dann las er sie noch mal – und wieder *und wieder*. Die Bedeutung hinter der Nachricht war ihm klar, es war eine klischeehafte Drohung, aber er konnte nicht sagen, ob sie ernst gemeint war.

Verstohlen spähte er zur rückwärtigen Tür des Klassenzimmers hinüber und dachte: *Die hat er gestern geschickt, also geht heute irgendwas ab, richtig?*

Er sah an sich hinunter und ging im Kopf die Möglichkeiten durch. Falls ein Amokläufer hereinplatzte, rechnete er damit, dass er der Erste sein würde, der draufging. Letzten Endes war er ein magerer, unbedeutender Pimpf. Er schaute sich im Klassenzimmer um und analysierte

seine Mitschüler. Die würde sterben, der würde überleben, die würde am Leben bleiben, der da hopsgehen, dachte er.

Marcus' Blick blieb an dem Klassenkameraden hängen, der am Tisch neben ihm saß – Alex Munoz. Das Unterrichtsthema interessierte Alex nicht. Er hatte keine Lust, für seinen Englischkurs Bücher zu lesen, deshalb spielte er stattdessen unter dem Pult mit seinem Handy herum.

Marcus beugte sich näher zu Alex und flüsterte: »Hey, hast du gestern Abend eine SMS von Malcolm gekriegt?«

Ohne die Augen von seinem Telefon abzuwenden, nickte Alex. »Jepp«, gab er zurück.

»Also, ähm ... Was denkst du?«

»Über was?«

»Über die Nachricht, Mann. Glaubst du, er meint es ernst?«

Marcus sah nach vorn. Ihr Lehrer John Crawford saß an seinem Pult und korrigierte Aufsätze, während er hin und wieder den Blick über seine Schüler gleiten ließ. Die sollten *Der große Gatsby* von F. Scott Fitzgerald lesen. Die meisten Schüler waren in den Roman vertieft, ein paar spielten mit ihren Handys. Dem weißhaarigen Lehrer fiel allerdings nichts Außergewöhnliches auf.

Marcus lehnte sich noch weiter zu Alex hinüber und fragte: »Glaubst du, er kommt mit 'ner Knarre? Ich meine, äh ... Weißt du, ob seine Mom überhaupt irgendwelche Waffen besitzt?«

»Nope.«

»Wahrscheinlich hat er jemandem eine abgekauft, hm? Calebs Dad hat 'n AR-15 zu Hause. Ich hab gehört, dass er schon 'ne Weile versucht, es zu verkaufen. Was, wenn Malcolm mit dem Scheißding zur Schule kommt? Was, wenn ...?«

»Wird er nicht«, unterbrach ihn Alex. Endlich warf er Marcus einen flüchtigen Blick zu. »Der verarscht uns bloß, Mann«, flüsterte er. »Ist bloß 'n Meme, verstehst du? ›Haha, geh morgen nicht zur Schule, weil ich da rumballere.« Wenn er's wirklich vorhätte, würde er doch so was nicht schicken. Mach dir keinen Kopf deswegen.«

Marcus nickte zögernd. Er starrte auf einen leeren Tisch neben der hinteren Klassenzimmertür – Malcolms Tisch.

Malcolm war ein 16-jähriger Elftklässler. An der Schule kannte ihn so ziemlich jeder, aber er schottete sich oft ab. Beliebtheit interessierte ihn nicht. Er war 1,80 groß und hatte einen kräftigen Körperbau. Seine Haare waren schwarz und lockig, die Augen braun und düster. Seine Augenfarbe überraschte manche Leute, denn seine Mutter hatte blaue Augen. Sein Vater fand sozusagen nicht statt.

Marcus sah auf die Uhr über der Tafel: 9:25. Zu früh für einen Amoklauf, glaubte er.

Er klopfte auf Alex' Tisch. »Sollen wir's jemandem sagen?«, fragte er. »Was, wenn er's tatsächlich macht? Kriegen wir dann Ärger?«

»Weiß ich nicht, Marcus. Ich bin kein Bulle oder Anwalt, Mann. Wenn du solchen Schiss hast, dann

verpfeif ihn. Aber wenn es nur ein Witz ist, machst du ihm noch mehr Probleme. Dann wird er wahrscheinlich verhaftet, weil er Drohungen ausgestoßen hat oder so.«

»Woher weißt du das? Du hast doch gesagt, du bist kein Bulle.«

»Halt einfach die Klappe, Mann.«

Seufzend ließ sich Marcus auf seinem Stuhl zurück-sinken. *Wegen ihm werden wir alle Ärger kriegen*, dachte er, *Scheiße, ich sollte einfach ab der Pause schwänzen*. Er schlug sein Buch auf und versuchte das Kapitel zu lesen. Nach jeder Seite linste er auf die Uhr. Die Zeit verging im Schneckentempo. Eine Minute, zwei Minuten, zehn Minuten, *20 Minuten* – kein Amokläufer tauchte auf, in den Fluren ertönten keine Schüsse.

»Noch eine Viertelstunde ...«, murmelte Marcus kaum wahrnehmbar. »Komm schon, du blöde Glocke, jetzt klingel schon. Ich will ...«

Mitten im Satz flog krachend die Hintertür auf. Das Türblatt wackelte, als es gegen den Türstopper knallte.

Malcolm betrat das Klassenzimmer. Er trug einen Kapuzensweater, enge Jeans, eine Beanie und ein Bandana um den Hals – schwarz von Kopf bis Fuß. Allerdings machte er sich nicht die Mühe, sein Gesicht zu verbergen. Jeder sollte wissen, dass *er* dafür verantwortlich war. Seine Hand steckte in der Hoodie-Tasche. Die Umrisse einer Waffe waren darin zu erkennen.

Er sprang auf seinen Tisch und schrie: »Alle auf den Boden! Los, runter!«

Die meisten Schüler sahen einander an und tuschel-ten über die Situation. Sie sagten alle dasselbe, nur in

verschiedenen Varianten: *Ist das ein Scherz? Spielt er uns einen Streich?*

Marcus jedoch warf sich zu Boden, als stünde er in Flammen, und Alex folgte seinem Beispiel. Auch andere Schüler, die die ominöse SMS ebenfalls erhalten hatten, versteckten sich unter ihren Tischen. Also taten es ihnen die skeptischen Klassenkameraden nach und befolgten Malcolms Anweisungen.

Das verwirrte Geplapper verwandelte sich in verängstigtes Wimmern. Alle teilten denselben Gedanken: *Ich will nicht sterben.*

Die Hände über den Kopf erhoben stand Crawford von seinem Pult auf. »Malcolm«, sagte er. »Was auch immer du ...«

»Maul halten!«, blaffte Malcolm. Er machte einen Satz auf den Tisch vor seinem. »Sie sind dauernd am Labern, aber Sie sagen nie was Wichtiges. Sie sind genauso wie die anderen Lehrer an dieser verdammten Schule. Sie haben keine Leidenschaft, keine Seele, *kein Herz*. Sie lesen einfach alle Ihre Unterrichtsstunden aus Ihrem Lehrbuch ab, geben uns Hausaufgaben und Tests, lassen uns bestehen oder durchfallen und dann geht's wieder von vorn los. Es gibt keine ›Verbindung‹ zwischen uns. Wir sind Ihnen scheißegal. Wir sind keine Freunde, Mann.«

Er sprang auf den nächstvorderen Tisch, dann auf den rechts daneben und beobachtete, wie sich seine Klassenkameraden unter die Pulte duckten.

»Wir sind alle keine Freunde, hä?«, meinte er. »Wir schikanieren uns jeden Tag gegenseitig. Eben hab ich

gesehen, wie ein Junge gemobbt wurde, weil er sich sein Mittagessen nicht leisten konnte, weil er nicht mitessen konnte. Ich meine, was ist denn das für eine Scheiße? Was ist das für eine Schule? Er kriegt kein Essen *und* wird drangsaliert. Das ist doch bescheuert, Mann!«

Unter seinem Pult verfolgte Marcus, wie Malcolm von Tisch zu Tisch sprang, bis er vorn im Klassenzimmer angekommen war. Er konnte seinen nächsten Zug nicht vorhersagen. Malcolm lag das Streichespielen im Blut, das wusste er, aber er wusste auch, dass Malcolm ein Mensch war, der leicht in Rage geriet. Er lag regelmäßig mit den Lehrern im Clinch und stritt mit seinen Mitschülern.

Mit der Hand in der Tasche drohte Malcolm seinem Lehrer mit der Waffe. »Sie sind ein Arschloch«, sagte er lächelnd. »Sie versuchen schon das ganze Halbjahr, mich durchfallen zu lassen, stimmt's? Wieso? Weil ich nicht um Hilfe bettle wie der Rest dieser Idioten? Ist es, weil ich Ihnen nicht den Schwanz lutsche, um bessere Noten zu kriegen?«

»Ich kenne dich, Malcolm«, gab Crawford in sanftem Ton zurück. »Du willst das nicht wirklich tun. Egal was du da in der Tasche hast – ein Messer, eine Schusswaffe, *was auch immer* –, du willst es nicht benutzen. Du willst weder mir wehtun noch einem deiner Klassenkameraden. Du bist ein guter Kerl. Du hast, ähm ... Du hast deinen Standpunkt deutlich gemacht. Komm da runter und lass uns darüber reden, wie wir die Schule zu einem besseren Ort für uns alle machen können. Lass uns das ausdiskutieren wie Männer.«

»Wie Männer?«, wiederholte Malcolm mit unsicherer Stimme. Er ging auf dem Tisch in die Hocke, die Hand immer noch in der Tasche. »Haben Sie gerade Vermutungen über mein Geschlecht angestellt, Mr. Crawford?«, erkundigte er sich scherzhaft.

Ein paar Schüler kicherten unter ihren Pulten belustigt über den Witz. Dank Malcolms Sinn für Humor fühlte sich die Bedrohung nicht mehr so ernst an.

Crawford rang sich ein Lächeln ab und sagte: »Ich weiß, das war ein ...«

»Klappe!«, fiel ihm Malcolm ins Wort. »Das war bloß ein blöder Witz. Ich hab Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt, ich hab Ihnen nicht erlaubt, Ihren Senf dazugeben. Jetzt spielen wir nach meinen Regeln. *Meinen*, nicht Ihren. Okay?«

Crawford nickte bedächtig, seine Hände zitterten über dem Kopf.

Sein Blick huschte zu der Tür zu seiner Rechten. Er dachte darüber nach, aus dem Zimmer zu rennen und um Hilfe zu rufen, aber er konnte seine Schüler nicht im Stich lassen.

»Gut«, sagte Malcolm. »Also lassen Sie uns das diskutieren wie ›Männer‹. Was macht einen echten Mann aus, Mr. Crawford? Hmm? Sind Sie ein echter Mann? Ich meine, Sie ficken Mädchen im Austausch gegen gute Noten. Ein paar von diesen Mädchen haben Sie Ihren Schwanz reingewürgt, stimmt's? Das ist nicht die Art, wie sich echte Männer benehmen, oder?«

»Das ist überhaupt nicht wahr«, entgegnete Crawford kopfschüttelnd. »Was redest du denn da, junger Mann?«

»Ich rede von Ihren kleinen ›Bonuspunkte‹-Aufgaben. Sie sind Teil des Problems, Mann. Sie missbrauchen Ihre Macht, um diese Mädchen als Gegenleistung für gute Noten zu belästigen. Sie ficken sie, Crawford!«

»Das stimmt nicht.«

»Sie sind ein Kinderschänder!«

»Nein, ich bin ...«

»Ein Kinderschänder!«

»Davon, dass du dich dauernd wiederholst, wird es nicht wahrer, Malcolm«, erwiderte Crawford. »Jetzt komm bitte von dem Tisch runter und nimm langsam die Hand aus der Tasche. Lass uns darüber reden, was dich wirklich quält. Reden wir über ...«

»Fick dich!«, schrie Malcolm und zog die Hand aus der Tasche.

Crawford kniff die Augen zu und zuckte zusammen, er rechnete mit einem Kugelhagel, der seinen Körper durchsieben würde. Ein Wasserstrahl traf sein Gesicht und tropfte auf sein Hemd.

Der Lehrer öffnete die Augen einen Spalt. Er entdeckte die Waffe in Malcolms Hand – eine Spritzpistole aus Plastik.

Die Wasserpistole war mit schwarzer Farbe besprüht. Von Weitem hätte man sie mit einer echten verwechseln können, immerhin hatte sie die Form einer Handfeuerwaffe. Aus der Nähe war die Imitation unübersehbar.

Mit einem hinterhältigen Grinsen im Gesicht spritzte Malcolm ihn noch einmal an und sagte: »Peng, peng!«

Eine Schülerin rief: »Malcolm, du Arschloch!«

»Du bist 'n Sack, Bro«, knurrte eine Sportskanone.

Marcus und Alex atmeten erleichtert auf, dann kicherten sie. Ein paar der anderen Schüler waren nicht so nachsichtig. Manche warfen Bücher, Stifte und zusammengeknüllte Papierkugeln nach ihm. Andere verkrafteten den Vorfall nicht und rannten heulend aus dem Zimmer.

Malcolm zuckte die Achseln. »Was ist? Hab ich's übertrieben?«

Wutentbrannt packte Crawford Malcolm am Arm und zerrte ihn vom Tisch. Fast wäre das Paar vor der Tafel zu Boden gestürzt. Crawford schleifte ihn aus dem Klassenzimmer. Auf dem Weg zum Büro des Rektors murmelte er vor sich hin.

Malcolm warf noch einen Blick ins Klassenzimmer und rief: »Tut mir leid, Leute! Es war doch nur Spaß!«

2

KONSEQUENZEN

Die Arme vor der Brust verschränkt, lehnte sich Malcolm auf seinem Stuhl zurück. Bis auf das Geräusch, das sein wippender Fuß verursachte, war in dem Raum nichts zu hören. Er wollte dem Blick des Rektors nicht begegnen, also starrte er auf den Schreibtisch vor ihm. Ein Festnetztelefon, ein Bilderrahmen, ein Stiftehalter, ein Computerbildschirm, eine Tastatur und ein brauner Umschlag. Alles war sauber und ordentlich.

Eric Lawrence, der Rektor, saß auf dem Stuhl ihm gegenüber. Mit aufgestützten Ellenbogen rieb er seinen glatt rasierten Unterkiefer und stierte den Teenager an. Hin und wieder entschlüpfte seinen versiegelten Lippen ein »*Hmm*«. Seine Augen waren verengt, die Augenbrauen zusammengezogen. Er wirkte ernst, wütend und enttäuscht. Er strich mit den Fingern über seinen kahlen Kopf, lehnte sich zurück und seufzte.

Die beiden warteten in dem kleinen Büro. Lawrence hatte Malcolm schon zusammengestaucht und nun musste er warten, um seine Strafe offiziell zu verkünden, also gab es im Moment wirklich nichts mehr zu sagen. Nach zehn furchtbaren Minuten ging die Tür auf. Sie

schaute gleichzeitig zu der Tür hinter Malcolm und dachten beide dasselbe: *endlich*.

Jennifer Hernandez stand im Türrahmen, Malcolms Mutter. Die 40-Jährige sah erschöpft aus. Sie hatte schwarze Ringe unter den Augen und Krähenfüße an den Wangen. Ihre blond gesträhten Haare waren zu einem schlampigen Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie war 1,57 groß und dünn, aber stark und entschlossen. Sie trug ein blaues Poloshirt, eine schwarze Arbeitshose und Sicherheitsschuhe.

Als sie das Büro betrat, lächelte Jennifer den Rektor an und sagte: »Entschuldigen Sie die Verspätung. Ich war bei der Arbeit und konnte nicht einfach weg, aber ich bin rübergehetzt, sobald es ging. Es war ...«

»Schon gut, Miss Hernandez«, unterbrach Lawrence. Er winkte sie zu sich und meinte: »Bitte nehmen Sie Platz.«

Im Hinsetzen starrte Jennifer ihren Sohn an und fragte: »Was hat er diesmal angestellt? Man hat mir gesagt, es habe ei-einen ... einen ›Tumult‹ gegeben. Geht es allen gut? Ist es ... was Ernstes?«

Malcolm senkte den Kopf und sah an sich hinunter, um den Anschein zu erwecken, er würde sich schämen. In Wirklichkeit versuchte er nur, sein Grinsen abzustellen und sich das Lachen zu verkneifen. Lawrence beugte sich auf seinem Stuhl vor, stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch und verschränkte die Finger unter dem Kinn.

»Nun, Miss Hernandez«, erklärte der Rektor. »Ihr Sohn hat die erste Unterrichtsstunde geschwänzt. Danach, als

er schließlich beschloss, doch noch zu erscheinen, hat er in der zweiten Stunde einen weiteren seiner berüchtigten ›Streiche‹ abgezogen.«

Jennifer schüttelte den Kopf und blinzelte heftig. »Okay, ähm ...«, murmelte sie. »Ich weiß nicht, wie das passieren konnte. Ich hab ihn heute Morgen an der Schule abgesetzt. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie er hier reingegangen ist, Mr. Lawrence.«

»Ich verstehe, aber er ist wieder *rausgegangen*, noch bevor die erste Stunde anfing.«

Jennifer starrte auf ihren Schoß, ihre Stimme verriet tiefe Scham, als sie fragte: »Also, was hat er getan?«

»Kurz vor zehn hat er sich wieder in die Schule geschlichen. Er ist in seine zweite Stunde hineingeplatzt und hat vorgegeben, er hätte eine Pistole. Mehrere Minuten lang hat er seine Klasse als Geiseln festgehalten, dann hat er so getan, als würde er seinen Lehrer erschießen. Zum Glück war es keine echte Schusswaffe. Er hat Mr. Crawford mit einer schwarz angemalten Wasserpistole beschossen. Aber wie Sie sich vorstellen können, hat er seine Mitschüler und seinen Lehrer in Angst und Schrecken versetzt. Außerdem hat er sich selbst in Gefahr gebracht. Hätte ihn ein Campuspolizist gesehen, hätte die Sache ganz anders ausgehen können.«

In Angst und Schrecken versetzt – Malcolm schüttelte schnaubend den Kopf, als er das hörte. Ihm war klar, dass er die Regeln gebrochen hatte, er war bereit, die Strafe dafür zu akzeptieren, aber die Aussage des Rektors hielt er für übertrieben. Terroristen *versetzten Leute in Angst und Schrecken*, Teenager jagten ihnen bloß

einen Schreck ein. Er konnte sich ein Kichern nicht verkneifen.

Mit Tränen in den Augen starrte Jennifer Malcolm wütend an und sagte streng: »*Lach nicht*. Das ist nicht lustig, junger Mann. Das ist ... O Gott, wie konntest du das nur tun?« Sie legte die Hand auf ihre Stirn und stöhnte. »Es tut mir leid, Mr. Lawrence«, jammerte sie. »Es tut mir so leid. Ich hab mein Bestes versucht, ihn anständig zu erziehen, ich hab ihm was Besseres beigebracht als das, aber als alleinerziehende Mutter ist es schwierig, ein Kind großzuziehen. Ich kann nicht ständig da sein und kriege solche Sachen nicht mit, wenn ich dauernd an die nächste Rechnung denken muss. Entschuldigen Sie, ich versuche mich nicht rauszureden. Es ist nur ... Es ist schwer.«

»Das verstehe ich, Miss Hernandez«, erwiderte Lawrence. »Glauben Sie mir, ich bin mir dessen bewusst. Wir haben unser Bestes getan, um Ihrer Situation entgegenzukommen. Wir haben Malcolm in unser Programm für kostenloses Mittagessen aufgenommen, ihm die Möglichkeit gegeben, in unseren Hort zu kommen, und ihm sogar eine verlängerte Betreuung angeboten. Wir sind ebenso verantwortlich für sein Handeln wie Sie, deshalb möchte ich nicht, dass Sie sich die Schuld daran geben. Allerdings können wir nicht zulassen, dass Malcolms Taten ungestraft bleiben. Dies ist ein schwerwiegender Verstoß. In diesem Augenblick sind eine Menge Kinder verängstigt. Sie sind schockiert, erschüttert und ... und verstört. Diese Jugendlichen werden eine Therapie brauchen und ihre Eltern werden Antworten fordern ... und Bestrafung.«

Malcolm schaute flüchtig auf die Wand zu seiner Linken. Die Urkunden und Auszeichnungen beachtete er gar nicht. Er hatte schon vorher massenhaft Zeit im Rektorat zugebracht, daher wusste er, dass die Beratungsbüros gleich nebenan lagen. *Hab ich sie wirklich verängstigt oder tun sie bloß so?*, dachte er. In diesem Moment tat ihm sein Handeln leid.

»Von welcher Art Bestrafung reden wir hier?«, wollte Jennifer wissen.

»Malcolm wird mit sofortiger Wirkung zwei Wochen suspendiert«, antwortete Lawrence, »während das Kollegium, die Eltern und die Polizei die Angelegenheit diskutieren. Möglicherweise wird er anschließend der Schule verwiesen und eventuell einer potenziellen Straftat angeklagt. Die Schwere der endgültigen Strafe hängt von der Reaktion der anderen Eltern und der Polizei ab.« Er sah Malcolm an und fügte hinzu: »Miss Hernandez, ich halte es für das Beste, wenn Sie dafür sorgen, dass Malcolm keinen Ärger macht, bis wir alles im Griff haben. Sie können mit den Leuten, die über sein Schicksal entscheiden, nicht ins Reine kommen, wenn er da draußen herumläuft und die Gemeinde terrorisiert.«

»Ich ... Ich verstehe. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um die Sache in Ordnung zu bringen. Wir haben nicht viel Geld, aber ... ich werde um Verzeihung bitten. Ich werde zu Kreuze kriechen, wenn ich muss.«

Mit verkniffenem Gesicht warf Malcolm seiner Mutter einen Blick zu. Seine Miene sagte: *Herrgott, Mom, reg dich doch nicht so auf*. Er schaute wieder den Rektor

an und biss die Zähne zusammen. *Du machst es nur noch schlimmer, du Idiot*, dachte er, *hör auf, die Sache aufzubauschen, und lass uns gehen*. Er war ein Unruhestifter, aber er wusste, wann sich ein Kampf lohnte. Also beschloss er, den Mund zu halten. Er wollte es in dieser Situation nicht zu weit treiben.

»Hören Sie«, sagte Lawrence. »Ich weiß, Ihre Lage ist ... wie soll ich sagen ... *hart*. Ich denke, wir wissen alle, dass Malcolm im Grunde seines Herzens ein guter Junge ist, trotz einiger schlechter Entscheidungen. Sie werden nicht zu Kreuze kriechen müssen, aber mit ein paar aufrichtigen Entschuldigungen lässt sich schon viel erreichen. Reden Sie mit den Eltern, erklären Sie ihnen die Umstände. Sie beide können das schaffen.«

»Danke, Mr. Lawrence«, murmelte Jennifer. Sie funkelte Malcolm zornig an und fragte: »Hast du noch irgendwas zu sagen?«

Malcolm starrte seinen Rektor an, dann seine Mutter, dann wieder den Schulleiter. Er räusperte sich und beugte sich auf seinem Stuhl vor.

»Äh ... Tut mir leid, dass ich meinen Mitschülern Angst gemacht hab«, beteuerte er. »Ein paar von ihnen sind eigentlich meine Freunde, also, Sie wissen schon, ich wollte ihnen nichts tun. Ich hoffe, sie kommen drüber weg.« Lawrence lächelte – ein hoffnungsvolles Lächeln. Ehe der Rektor etwas sagen konnte, schob Malcolm hinterher: »Aber es tut mir nicht leid, dass sich Crawford meinetwegen angepisst hat. Das hat er verdient.«

»*Malcolm!*«, fauchte Jennifer.

Lawrence seufzte, dann meinte er: »Okay, ist schon gut. Versuchen Sie einfach ... dafür zu sorgen, dass er keine Probleme macht. Ich rufe Sie an, sobald ich etwas Neues erfahre. Die Polizei wird sich ebenfalls bald mit Ihnen in Verbindung setzen. Vermutlich sogar schon in ein paar Stunden. Die hatte ja schon Gelegenheit, Malcolm die Leviten zu lesen, wird aber ein paar Tage keine Strafanzeige erstatten. Sie haben immer noch Zeit, die Sache in Ordnung zu bringen.«

»Ich verstehe«, gab Jennifer zurück.

Die Erwachsenen erhoben sich und schüttelten einander die Hände.

»Danke für alles, Mr. Lawrence«, sagte Jennifer. »Wie gesagt, der ganze Ärger tut mir schrecklich leid.«

»Schon gut. Schönen Tag noch.«

Jennifer packte Malcolm am Arm und zog sanft daran, wobei sie ihn bitterböse ansah, als wollte sie sagen: *Zwing mich nicht, dich hier rauszuschleifen*. Malcolm warf sich seinen Rucksack über die Schulter und nickte. Im Aufstehen zwinkerte er dem Rektor zu und folgte seiner Mutter durch das Verwaltungsgebäude.

Er beobachtete, wie sich seine Mom bei jedem entschuldigte, der ihr begegnete. Auf dem Weg nach draußen bat sie sogar die Sekretärin um Verzeihung.

Zu viel des Guten, Mom, dachte Malcolm. *Zu viel des Guten.*

Auf dem Parkplatz stiegen sie in einen alten schwarzen Kombi. Eine Minute – eine quälend lange Minute – saßen sie schweigend da, während sich die restlichen Schüler drinnen an ihren regulären Stundenplan hielten.

Malcolm starrte seine Mutter an, wartete darauf, dass sie sprach. Er wollte, dass sie ihn anschrie, sogar eine Ohrfeige hätte er für angemessen gehalten, aber sie fixierte unverwandt das Lenkrad. Die Stille war ohrenbetäubend.

»Es tut mir leid«, flüsterte Malcolm. »Es war doch bloß ein dämlicher Streich, Mom. Ich dachte nicht, dass es so weit kommt. Ich hab geglaubt, sie lassen mich ein paar Wochen nachsitzen oder suspendieren mich ein paar Tage. Ich wollte nicht, dass das passiert.«

»Du könntest von der Schule fliegen, im Jugendknast landen«, sagte Jennifer tonlos, die Augen stur auf das Lenkrad geheftet.

»Ich weiß. Es tut mir wirklich leid, Mom.«

»O ja, mir tut's auch leid. Jetzt muss ich die nächsten zwei Wochen damit verbringen, das wieder hinzubiegen. Herrgott, was soll ich bloß mit dir machen?«

»Ich weiß es nicht. Schrei mich einfach an oder gib mir Hausarrest oder ... oder schlag mich. Nur tu schon irgendwas. Ich hasse es, mich so zu fühlen. Ich hasse es, wenn ich mich schuldig fühle. Das ist ätzend. Komm schon, werd wütend auf mich. Tu was.«

Als ihr eine Idee kam, weiteten sich Jennifers Augen. Sie wirkte gleichzeitig optimistisch und besorgt. Ihr Blick verfinsterte sich, ihr Mund verzog sich zu einem Grinsen.

Sie fuhr rückwärts aus der Parkbucht und steuerte über den Parkplatz.

»Was ist denn mit dir los, Mom?«, fragte Malcolm verblüfft.

Ohne ihren Sohn anzusehen, antwortete Jennifer:
»Ich habe eine Idee, wie ich ... dafür Sorge, dass du
keinen Ärger machst. Fahren wir nach Hause und
packen deine Sachen. Es wird Zeit, dass du deinen
Großvater kennlernst.«

3

DIE ANKUNFT

Der schwarze Kombi kam vor einem zweistöckigen weißen Haus zum Stehen. Jennifer saß auf dem Fahrersitz, Malcolm als Beifahrer neben ihr. Auf der Rückbank lag ein Seesack in der Größe einer überdimensionierten Reisetasche. Jennifer schien nervös wie eine untreue Ehefrau, die kurz davorstand, erwischt zu werden. Malcolm hingegen wirkte verwirrt, aber neugierig. Das Duo hatte 90 Minuten gebraucht, um von Los Angeles in irgendeine lauschige Gegend in einer namenlosen Stadt in Südkalifornien zu reisen.

Auf den ersten Blick waren die Unterschiede krass. Das Viertel war geradezu unheimlich ruhig. Es ähnelte der guten alten Zeit – weiße Lattenzäune, saubere Gehsteige, frisch gestutzte Hecken und gemähte Rasenflächen. Einige Hausfrauen werkten in ihren Gärten, während ein paar ältere Leute auf ihren Verandaschaukeln vor- und zurückschwangen. Auf der Straße spielte eine Handvoll Kinder unter Geplapper und Kreischen Fangen – für die Kleineren war der Schultag schon beendet. Alle Bewohner schienen respektvoll miteinander umzugehen.

Die Ruhe der Umgebung strahlte eine gespenstische Atmosphäre aus – *ein fremdartiges Gefühl.*

Heilige Scheiße, dachte Malcolm, *dieser Ort ist verrückt, das können keine echten Menschen sein.* Es hätte ihn nicht überrascht, wenn die Einwohner ihre Türen nachts nicht abschlossen. Und falls es so war, rechnete er sich aus, würde es ein Leichtes sein, bei ihnen einzubrechen.

Als er seinen Blick über das weiße Haus gleiten ließ, fragte er: »Also sind wir eineinhalb Stunden gefahren ... für das hier?«

Jennifer starrte auf das Armaturenbrett. »Ja.«

»Warum?«

Vor der Abfahrt hatte Jennifer Malcolm nicht viel über ihren Ausflug erzählt. Er hatte sich mit der Kurzfassung begnügen müssen: »Pack eine Tasche, du lernst deinen Großvater kennen.«

Endlich drehte sie sich auf ihrem Sitz um und schaute ihren Sohn an. Sie versuchte zu lächeln, aber ihre Mundwinkel zuckten unkontrolliert. Ihre Augen waren trocken, trotzdem sah sie aus, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen.

»Du bleibst ein paar Tage bei deinen Großeltern«, erklärte sie. »Vielleicht sogar ein paar Wochen. Du darfst keinen Ärger machen, solange ich mich zu Hause um alles kümmere. Ich werde ... Ich schätze, ich werde um ein wenig, ähm, Nachsicht bitten. Ich werde mein Bestes tun, um dich rauszuhauen, Schatz.«

»Was soll das bringen, dass ich bei irgendwelchen alten Leuten bleibe?«

»Hey, sie sind nicht einfach ›alte Leute‹. Sie sind deine Großeltern. Zeig Respekt vor der älteren Generation, Malcolm«, mahnte Jennifer. »Hör zu, mein Dad ist alt, da hast du recht, aber er ist auch knallhart. Jemandem wie ihm bist du noch nie begegnet. Du glaubst vielleicht, einige deiner Lehrer wären Sklaventreiber, aber ... aber das ist noch gar nichts. Er wird dir das eine oder andere beibringen, was Respekt angeht.«

Mit angstgeweiteten Augen sah sie zum Haus hinüber. Auch wenn sie nicht direkt in Panik geriet, beschleunigte sich ihre Atmung und sie zitterte am ganzen Leib. Schon ein flüchtiger Blick auf das Haus sorgte dafür, dass ihr Verstand von einem Sturzbach vergessener Erinnerungen überflutet wurde. Sie schaute wieder ihren Sohn an und gab sich alle Mühe, die Fassung zu wahren.

»Er hat mir die Flausen ausgetrieben, als ich noch jünger war, und ganz ehrlich, ich war wahrscheinlich schlimmer als du«, sagte sie mit weicher, ehrfürchtiger Stimme. »Ich hab mich nachts immer rausgeschlichen, um zu rauchen und zu trinken und Party zu machen und ... er hat jedes Mal auf mich gewartet, wenn ich zurückkam. Es war unmöglich, ihm irgendwas zu verheimlichen. Seine Methoden haben mir nicht gefallen, aber ich hab ihn respektiert, verstehst du? Er hat nur getan, was er für das Richtige hielt. Jetzt begreife ich das.«

»Wow, Mom, das hört sich an, als wärst du echt krass drauf gewesen«, meinte Malcolm mit einem süffisanten Grinsen. »Dann wissen wir jetzt, wo ich das herhabe, hm? Ich frag mich, ob mir Dad auch ein paar von seinen ›schlechten‹ Genen vererbt hat.«

Stille legte sich über den Innenraum des Wagens. Die fröhlichen Laute der plappernden und spielenden Kinder drangen kaum ins Auto durch, nur gedämpft und undeutlich.

»Da wir gerade von deinem Vater sprechen ...«, antwortete Jennifer. »Es gibt was, das du wissen musst, bevor du deine Großeltern kennenlernst. Ich habe deinen Vater geliebt, aber mein Dad konnte ihn nie leiden. Er hat mich praktisch verstoßen, weil ich deinen Dad geheiratet habe.«

»Was hat Dad ihm denn getan, verdammt?«

»Gar nichts. Es lag einfach an seiner ... Seine bloße Existenz hat meinen Vater wütend gemacht. Es fällt mir schwer, das zu sagen, aber na ja, dein Großvater mag keine Mexikaner oder ... oder irgendwen, der auch nur wie ein Lateinamerikaner aussieht. Ich schätze, er hat für andere Rassen einfach nichts übrig.«

Malcolm machte den Mund auf, brachte aber kein Wort heraus. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Blitzschlag. Er sah zum Haus hinüber, dann wieder zu seiner Mutter.

»Willst ... Verarschst du mich?«, fragte er ungläubig. »Der weiß aber schon, dass er in Südkalifornien wohnt, oder? Hier gibt's überall Mexikaner.«

»Ich weiß, ich weiß. Hör mal, es ist nicht so, dass dein Großvater andere Rassen *hasst*, er wollte nur nicht, dass wir uns, verstehst du ... *vermischen*. Er wollte, dass ich ›rein‹ bleibe oder was auch immer. Er ist nicht der Typ, der auf seinem Rasen ein Kreuz verbrennen oder sich als Waldgeist verkleiden würde oder so was. Er läuft nicht auf der Straße herum und brüllt

ausländerfeindliche Parolen oder diskriminiert Leute. Er stammt einfach aus einer anderen Generation. Nimm's nicht persönlich.«

»Nimm's nicht persönlich? Dir ist aber schon bewusst, dass ich Halbmexikaner bin?«

»Natürlich ist es das. Ich bin deine Mutter, Kleiner.«

»Ja, genau, also hasst mich der Kerl wahrscheinlich jetzt schon. Und du willst mich einfach hierlassen? Wirklich?«

Jennifer seufzte, dann sagte sie: »Das wird schon. Kann sein, dass er irgendwelche dummen Bemerkungen macht, aber hassen wird er dich nicht. Wie gesagt, er stammt einfach aus einer anderen Generation. Er ist mit einer anderen Einstellung aufgewachsen. Das entschuldigt sein Verhalten zwar nicht, erklärt es aber.«

»Na toll«, murmelte Malcolm. »Sie sind alt *und* rassistisch. Das werden beschissene Ferien.«

Einmal mehr herrschte Schweigen im Auto. Die Geräusche von der Straße wurden erstickt. Jennifer strich Malcolm durchs Haar und musterte ihn eindringlich. Malcolm liebte seine Mutter, die zärtliche Geste machte ihm nichts aus, aber er fühlte sich unwohl im Wagen. Für ihn fühlte es sich an, als würden sie sich zum letzten Mal voneinander verabschieden.

»Was ist?«, wollte Malcolm wissen. »Warum schaust du mich so an?«

Jennifer lächelte. »Nichts«, wehrte sie ab. »Nur ... ich hab dich so lieb, Schatz.«

»O-kay ... Ich hab dich auch lieb, Mom.«

Jennifer tätschelte Malcolms Schulter.

»Na, mach schon«, ermunterte sie ihn. »Schnapp dir deine Tasche und rein da.«

Eine Sekunde lang überlegte Malcolm, seine Mutter anzubetteln, ihn zu Hause bleiben zu lassen. *Nein*, dachte er, *ich hab ihr schon genug Probleme gemacht, ich bin doch kein kleines Kind mehr*. Er beugte sich nach hinten und griff nach seiner Tasche, öffnete die Tür, dann hielt er inne. Seine Mutter blieb sitzen, stellte er fest, angegurtet, eine Hand am Lenkrad.

»Bringst du mich denn nicht rein?«, fragte er. »Ich meine, woher willst du wissen, dass sie überhaupt da sind?«

»Die sind schon zu Hause«, erwiderte Jennifer. »Mein Dad hat mich verstoßen, ich hab jahrzehntelang nicht mit ihm geredet, aber mit meiner Mutter bin ich in Kontakt geblieben. Sie hat uns sogar ein paarmal Geld geschickt. Ich hab gestern Abend alles mit ihr abgesprochen. Das hier ist ihre Adresse. Jetzt ist die vereinbarte Uhrzeit. Sie wissen, dass du kommst, und sie erwarten dich schon. Los, geh rein. Lass sie nicht warten.«

»Okay. Dann heißt es wohl jetzt Abschied nehmen.«

»Bis dann, Malcolm«, sagte sie. »Wir sehen uns bald wieder, Baby.« Als Malcolm ausstieg und die Tür zuwarf, rief sie ihm hinterher: »Und benimm dich, Liebling!«

Malcolm stand vor dem weißen Lattenzaun und starrte das Haus an. Es wirkte ruhig und nett, schaffte es aber trotzdem, ihm Angst einzujagen. Er stieß das Tor auf und schlenderte den Weg entlang, dabei zählte er jeden zögernden Schritt. Ehe er sich versah, fand er sich auf der Veranda vor einer burgunderroten Tür

wieder. Er warf einen Blick zur Straße – seine Mutter beobachtete ihn immer noch.

Er atmete tief durch, dann drückte er auf die Klingel. Das Quietschen von Reifen hallte durch die Straße, als seine Mutter aus der Parklücke schoss und davonraste.

Malcolm schaute sich um und murmelte: »Wow, Mom, danke für gar nichts.«



www.jon-athan.com

Jon Athan stammt aus Kalifornien und lebt dort mit seiner Frau. Seine brutalen Horrorromane begeistern immer mehr Fans, sodass er inzwischen als freier Schriftsteller arbeitet.

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de